Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1911-1912)

Artikel: Bertha
Autor: Waldstetter, Ruth
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-748830

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BERTHA

ERZÄHLUNG VON RUTH WALDSTETTER

Bertha war ein schwaches Geschöpf an Körper und Seele. Ihr Leben zerrann, ohne Furchen zu ziehen; und dass es nicht Zeit hatte zu versanden, ist vielleicht seine alleinige Auszeichnung, und die Zähigkeit des dumpfen und missverständenen Strebens, das es seinem Ende zutrieb, seine einzige Stärke.

Bertha ging mit hundert andern Mädchen aus dem Volk zur Schule im sogenannten „Tal". Auf dem „Berg" lag die Töchterschule. Täglich um zwölf Uhr begegneten sich die Berg- und die Talbesucherinnen. Wie eine schmale, lichte Welle sickerte der Zug der Bergschülerinnen durch das dunklere Gewühl der Talmädchen. Im Sommer glänzten sie in hellen Kleidern auf. Im Winter aber kamen sie wie die weichen, grauweißen Schneeflocken selber, in mollige Mäntel eingepackt und in grauen, braunen und weißen Pelzen.

Bertha ging mit ihren Freundinnen hinter ihnen her und rief ihnen Spottnamen nach: „Aff! Geck!" und wenn die Kleinen, geängstet, anfingen zu laufen: „Angsthas!"

Am Aschermittwoch, an dessen Bedeutung in der protestantischen Stadt nur noch der Kinderscherz erinnerte, sich die Gesichter gegenseitig mit Kreide, Kohle oder Asche zu bemalen, am Aschermittwoch war sie hinter den Bergschülerinnen her und schwärzte ihnen die Rücken der Mäntel, die Ärmel, die Mützen und was sie etwa von hellen Kleidungsstücken erwischen konnte. Dann und wann traf's auch eine Wange, ein Ohr. Sie hatte einmal als großes, vierzehnjähriges Mädchen einem rosigen Kind, das in Trauer ging und für die Schwärze keine helle Fläche als ihre Wangen aufwies, mit einem scharfkantigen Stück gewöhnlicher Holzkohle einen Strich über die Haut gekratzt, dass sie vom Kinn bis zur Schläfe aufsprang. Die Bergschule machte Anzeige von diesem Vorfall bei dem Rektorat der Talschule; doch die Täterin war nicht zu entdecken. Bertha schwieg. Aber die nicht verbüßte Strafe machte sie unruhig und ängstlich. Sie fürchtete sich vor einem unbekannten Rächer. Und sie wurde im folgenden Jahr eine demütige und gläubige Konfirmandin, die sich der Buße und Gnade und all den Geisteswirkungen, die ihrer bisher unbeachteten

Persönlichkeit zuteil werden sollten, mit ekstatischen Gefühlen hingab. Mit fünfzehn Jahren trat sie aus der Schule und in die Fabrik.

Dort gab es für ihr unruhiges Gemüt, das in der Religion einen Schoß gefunden hatte, keine stärkenden Kräfte, und sie sehnte sich, wenigstens die Sonntage einer Reinigung und Erhöhung ihres Selbst zu widmen. Sie hörte bald von einigen Kameradinnen, die alle Sonntagnachmittage in geistlicher und belehrender Unterhaltung bei einer reichen Dame zubringen durften. Sie bat, mitgenommen zu werden, und man lud sie freundlich ein, sich anzuschließen. Sie fühlte sich linkisch, halb stolz und halb benommen, als sie im „Unterhaltungszimmer" bei Fräulein von Derper eintrat. Aber bald wich alles Peingefühl von ihr; sie empfing den bedeutungsvollen Händedruck und die mit halblauter Stimme erteilte Begrüßung der Dame wie eine Ölung, die ihr eine Würde verlieh. Und sie sah, wie ihre Kameradinnen, wie die fünfzehn oder zwanzig Mädchen, die da waren, andere, feinere Gebärden zeigten als sonst, dass sie mit leiserer Stimme sprachen, dass sie nicht kreischend lachten, sondern nur ebenso laut und lang, wie es durch irgend ein ungreifbares Maß vorgemessen schien, dass sie sich Freundlichkeiten erwiesen, sich Stühle zuschoben und, als der Kaffee um 4 Uhr aufgetischt wurde, in kleinen Bissen, scheinbar ohne Hunger und nur so nebenbei aßen, wie es die reichen Leute taten. Es fiel Bertha nicht schwer, das Gebahren der andern nachzuahmen, ja, es kam ihr vor, als hätte sie das Vorhandensein von solch feiner Geselligkeit mit gedämpften Gesprächen, mit stillem Lächeln und der vornehmen Art zu essen, als sei man satt, sehnlich vorausgeahnt und -gefühlt. Sie war überschwenglich glücklich.

Und sie lebte die nächste Woche nur auf den Sonntag zu. Es bekam alles einen noch schöneren Glanz, als Fräulein von Derper sie aufforderte, an einem Wochentage allein bei ihr vorzusprechen, damit „sie sich kennen lernen könnten". Zwar kam Bertha noch einmal ein Zagen an, obwohl sie sich schon der höheren Gesellschaft genähert fühlte, bei dem Gedanken, allein und ohne das Beispiel der Genossinnen mit Fräulein von Derper zu reden. Doch es wurde ihr leicht gemacht; denn die Dame sprach nicht zu ihr wie zu einer jüngeren Gefährtin, sondern mit

der sorgenvollen und doch milden Eindringlichkeit eines Beichtigers, der das Vertrauen seines Beichtkindes sucht. Und Bertha fühlte sich unter dieser forschenden Teilnahme erweicht, beschämt und erhoben zugleich. Sie sprach über ihr Leben mit spontaner beredsamkeit, sie führte Gründe und Zusammenhänge auf, von denen sie bis zu dieser Stunde selber nicht gewusst hatte, und sie entledigte sich endlich unter Selbstanklagen und Bitten um Verständnis und Verdammung zugleich des Geheimnisses ihrer neidischen Schulmädchentat vom Aschermittwoch. So sei ihr Charakter gewesen, sagte sie; so habe sie hassen können. Aber sie sei jetzt auf anderem Wege; sie wisse, dass sie sich in die Nachteile ihres Standes zu fügen habe, und dass es nur auf die höhere Gesinnung und nicht auf das Höhergeachtetsein vor den Menschen ankomme.

Als sie nach Hause ging, war ein seltenes und erhebendes Wohlgefühl in ihr. Sie wusste, das es sich nun auch für sie darum handelte, etwas edles und besonderes zu werden. Sie fühlte sich „entdeckt", wie ein junges Talent, und sie empfand eine stürmische Dankbarkeit und Zuneigung für ihre Gönnerin.

Und diese Verehrung wuchs von Sonntag zu Sonntag zur Schwärmerei an. Kleine Dienste, die sich Fräulein von Derper von Bertha leisten ließ, wurden ihr zu einem unbestreitbaren Vorrecht, zu einer Auszeichnung, welche sie eifersüchtig für sich in Anspruch nahm. In ihrem Äußeren suchte sie sich dem vornehmen Wesen ihrer Gönnerin anzupassen: ihr Aussehen verfeinerte sich, ihr Haar und ihre Hände waren gepflegt und sie trug am Sonntag Schuhwerk von feinem Leder. Zu weiterem Verbessern ihrer Erscheinung reichten die Mittel nicht; denn sie musste aus ihrem Gehalt die Mutter unterstützen, die von ihrem Mann für eine Andere verlassen und dann von ihm geschieden worden war. Aber auch ihr inneres Wesen schien sich wie unter dem Drang einer Leidenschaft von selbst nach den Wünschen der sanften Seelsorgerin zu modeln. Und bald merkte sie, dass auch das Fräulein von ihrer heftigen Zuneigung nicht unberührt blieb. Da, ohne es selber zu wissen, fing Bertha an, die besondere Aufmerksamkeit ihrer Gönnerin mehr und mehr zur Bedingung ihres wohlgefälligen Lebenswandels zu machen. So verschob sich unmerklich das Dankbarkeitsverhältnis, und es ereignete sich in

dieser Zeit öfters, dass der Druck der Anpassung zu kleinen Reibereien zwischen Bertha und Fräulein von Derper führte. Und doch kam es für beide unerwartet, als Berthas Widerspenstigkeit in einer einleuchtenden Sache den Traum dieser andächtigen Freundschaft plötzlich zerriss.

Sie hatte schon lange an einem verschleppten Husten gelitten und das Fräulein wollte sie in ärztliche Behandlung bringen. Aber Bertha dachte, dass zum Arzt gehen kranksein bedeute und weigerte sich. Da bot sich Fräulein von Derper an, sie selber hinzubegleiten. Bertha freute sich über die Ehre, ließ sich bitten, willigte ein — und war zur verabredeten Stunde nicht zur Stelle. Es gab diesmal ernste Vorwürfe; und das ertrug Bertha nicht. Sie erschien von dieser Zeit an nicht mehr bei den geistlichen Sonntagsunterhaltungen. Sie sagte zu ihren Kameradinnen, sie habe das Kriechen und Wedeln satt, und es gebe Leute, die mehr aus einem zu machen wüssten als das muckerische Fräulein.

Sie ging am nächsten Sonntag mit einem jungen Arbeiter, der sie schon mehrmals eingeladen hatte, auf den Tanzsaal. Der junge Mensch war ihr zwar widerwärtig. Er erinnerte sie an ihren Vater, der sie als Kind gehätschelt, gekitzelt und mit Zärtlichkeiten, an die sie ungern zurückdachte, zum Lachen und Kreischen gebracht hatte. Um sich den bärtigen, derbhändigen Menschen fernzuhalten, hatte sie bisher eine feine Liebschaft vorgeschützt. Als er nun wieder bat, versprach sie zu kommen.

Es war eine grobschlächtige Gesellschaft und eine dunstige, schwüle Luft, in die sie geriet. Ihr Gefühl schwankte zwischen Abscheu und Lust, bis ihr die starken Getränke, die sie im Durst hinunterstürzte, den Ekel benahmen. Erst als sie, früh morgens, erhitzt in die Nachtluft trat, wurde sie müde und nüchtern. In der Trambahn fuhr eine Gesellschaft von jungen Herren mit, die den Duft von feinen Zigarren an sich trugen. Ein blonder, schlanker, mit mädchenhaft feiner Haut sah sie oft mit Blicken an, in denen ein Wunsch dunkelte ohne Aufdringlichkeit. Da schämte sie sich ihres Begleiters. Und sie verabschiedete ihn mit Vertröstungen.

In der nächsten Zeit mied sie ihren Gefährten. Aber sie streifte abends durch die Straßen des Villenviertels, die Blicke spähend ausgeschickt nach der Gestalt, die sie unter Hunderten wieder erkennen wollte. Sie täuschte sich oft und glaubte, den

blonden Schlanken kommen zu sehen. Einmal jedoch war er es wirklich. Von weitem erkannte sie ihn. Er ging plaudernd neben einer schönen jungen Dame her, die ein dunkles Jakettkleid trug und einen Pelz, mit einem Tierkopf am Ende. Als er Bertha auswich, traf sein Blick ihr Gesicht, das Bewusstsein einer Erinnerung dämmerte in ihm auf und eine Sekunde lang haftete er mit unverhohlener Frage in dem ihren. Diesen Blick vergaß Bertha nicht mehr. Sie wusste, dass ihn ein Wort begleitet hätte, wenn sie allein gewesen wären.

Von diesem Abend an begann sie zusammenzusparen, um sich ein gutes Kleid zu kaufen. Auch machte sie oft zur Zeit der Mittagspause einen Umweg durch die Hauptstraße, wo sie die Schaufenster der Ausstattungsgeschäfte studierte. Sie wusste bald genau über die Wintermode Bescheid. Und sie hatte für sich selber einen Idealanzug ausgedacht, der noch nicht existierte, in dem sie sich aber gehen und bewegen und sich in großen Spiegeln wiederstrahlen sah. Es war ein langes Jakettkleid, ein rotes, das ihr schwarzes Haar heraushob. Ein Hut von gleicher Farbe krönte ihren Kopf, und ein schwarzer Pelz reichte ihr mit den Schwanzenden bis zu den Knien. So sah sie sich ausgehen, leise lachend und plaudernd; sie hielt den Rock mit hellbehandschuhten Fingern; sie blickte nicht um sich; sie sah sittsam vor sich zu Boden oder ins Leere wie eine große Dame, und sie lauschte auf die Worte, die ihr Begleiter ebenfalls mit fein gedämpfter Stimme sprach. Und sie sog den Duft seiner Zigarette ein.

Zu dieser Zeit sprach ihr der junge Arbeiter, der ihre Bekanntschaft gesucht hatte, vom heiraten; denn er deutete sich ihre Zurückhaltung auf seine Weise. Sie wies ihn ohne Besinnen ab; es graute ihr vor seiner unverfeinerten Männlichkeit.

Sie lebte nun fast glücklich in ihren Träumen, deren Verwirklichung ihr fassbar nahe schien. Sie dachte nur selten an Fräulein von Derper und hütete sich, hinzugehen; denn sie wusste, sie würde wieder zum Arzt geschickt werden. Die Kälte hatte ihren Husten verschlimmert und ihr Bruststechen verursacht, das von Mattigkeit begleitet war. Sie wartete mit Ungeduld auf den wärmenden Frühling.

Aber der Winter war lang und feucht, und es kam ein Tag, an dem ihr die Arztfrage ohne die Reden der Fräulein von Derper

peinlich vor die Seele gerückt ward. Sie hatte eines Morgens Blut in ihrem Taschentuch. Da überfiel sie die Angst, eine fürchterliche, hilflose Lebensangst. Irgend jemand, irgend etwas musste ihr helfen.

Mit einem fast unüberwindlichen Widerstand in sich, den nur ihre Angst übertraf, ging sie nach der Wohnung des Arztes und trat in den kahlen Warteraum und in das Sprechzimmer, wo sie der Anblick der Apparate und Instrumente und der Medizingeruch, der jedem kleinsten Gegenstand eine unheimliche Bedeutsamkeit verlieh, beklemmte. Bald aber beruhigte sie die sachliche Art des Arztes, und es war ihr fast tröstlich, als er ihr nach der Untersuchung mit gleichmütigem Tonfall mitteilte, ein verschleppter Katarrh habe die rechte Lunge angegriffen; sie müsse einstweilen die Fabrikarbeit lassen und sich womöglich in eine reinere Luft begeben. Er wolle sehen, ob er ihr in einem Höhensanatorium einen Platz zu halbem Preise verschaffen könne.

Bertha hinterließ ihre Adresse und ging davon mit dem Gefühl eines Schulkindes, das einen Streich verübt hat. Es würde ihr nicht einfallen, sich in ein Sanatorium stecken zu lassen und die Kranke zu spielen! Es stand ja gar nicht so schlimm mit ihr. Das hatte sie dem Arzte wohl angemerkt, obgleich er sie natürlich krank haben wollte! Übrigens hatte sie kein Geld dafür, sich zu verpäppeln.

Zu Hause sagte sie nichts von ihrem Besuch beim Doktor; denn sie sah in ihrer von Sorgen verängstigten Mutter eine tapperige alte Frau, die nicht fähig war, einen Rat zu erteilen.

Als sie am nächsten Morgen wieder im Fabriksaal saß, kam ihr die gestrige Bekümmernis mehr und mehr unnötig vor. Sie war ja dieselbe wie alle diese Tage und wahrhaftig nicht die einzige, die in diesem feuchten Winter hustete. Und sie warf den Gedanken an ihre Krankheit hinter sich und gab sich während der Arbeit, die ihren Geist nicht beschäftigte, wieder ihren Träumereien hin. Sie tat es mit der Wollust einer Sehnsucht, die so stark war, dass sie zum Glauben wurde. Sie fühlte, sie würde hinaufgezogen werden in das Leben der beneideten Glücklichen, hinaufgezogen auf irgend eine Weise, durch irgend eine ungekannte Möglichkeit, vielleicht durch einen Mann, — vielleicht durch Ihn — der sie erhöhte, ob als Frau, ob als Geliebte, darüber

machte sie sich kaum einen Gedanken, aber jedenfalls auf die Weise der glücklichen und feinen Leute. Und sie sah mit Befremden auf ihre Kameradinnen, die ihr Sorgen und ihre Wünsche auf gemeine Arbeit und gewöhnliches Vergnügen richteten.

Als sie an diesem Abend nach Hause kam, fand sie eine Uberraschung vor. In einem amtlichen Schreiben wurde ihr mitgeteilt, dass ihr Vater im Ausland gestorben sei und ihr ein Legat von fünfhundert Franken vermacht habe, mit der ausdrücklichen Bestimmung, dass es ihr trotz ihrer Minderjährigkeit zu freiem Verfügen überlassen werde.

Als Bertha das Papier mit der runden Ziffer in der Hand hielt, wurde ihr heiß vor Erwartung. Die letzte Angst ihrer Krankheit ließ von ihr ab, wie aufgelöst durch die Freude. Und der Glücksfall unterstützte so natürlich ihre vorwärtsdrängende Zukunftshoffnung, dass sie sich nach der ersten Überraschung kaum mehr darüber wunderte und Teilnahme und Glückwünsche der Hausbewohner kurz zurückwies.

Am nächsten Tag nach Fabrikschluss ging sie zu einem Schneider, der feine Kundschaft hatte, wählte ein leuchtend rotes Tuch und einen Kostümschnitt, der ihr elegant schien, und ließ sich das Maß ihrer Gestalt nehmen. Sie bezahlte hundert Franken im voraus, da der Schneider erst ihre Bestellung nicht annehmen wollte.

Und nun kam die fröhlich bewegte Zeit, in der Bertha während ihrer freien Stunden die vergnüglichen Ausgänge und Einkäufe einer wohlversorgten jungen Dame machte und am Abend zu „ihrem“ Schneider zur Anprobe ging. Diese neue Luxusgeschäftigkeit und das Denken an sie war für Bertha so beglückend, dass sie darüber fast vergaß, dass dies nur ein Anfang und ein Mittel zum Zweck sein sollte. Immerhin hatte sie ihre Gänge ins Villenviertel in diesen Tagen aufgegeben, um sie erst wieder zu unternehmen, wenn sie sie als Dame gekleidet würde antreten können.

Das einzige, was Bertha in ihrem Treiben hinderte, war eine schwere körperliche Mattigkeit, an der sie beständig litt, am meisten aber nach der Erregung ihrer eiligen Gänge. In solchen Augenblicken der Erschöpfung traf sie wohl wie ein empfindlicher Stich der Gedanke an die Reden des Arztes und an das Geld, das ihr

vielleicht zu einem weisen Zweck in die Hand gespielt worden war. Und die alten Verantwortlichkeitsgefühle ihrer frommen Zeit überkamen sie dann mit Schreck und Scheu. Aber sie verwarf sie mit der Entschlossenheit ihres Glückverlangens und dem Leichtsinn der Armut.

Und endlich war der Samstag da, an dem Bertha das fertige Kostüm probieren sollte, das ihr auf Sonntag versprochen war. Sie hatte es eilig, nach der eleganten Werkstatt zu kommen, in der sie das Pfand ihres neuen Lebens erwartete, und sie lief, heiß und atemlos dem kalten Märzwind entgegen, während ihr die Anstrengung des raschen Gehens die Schläfen feuchtete. Sie fühlte trotz der frohen Erwartung, dass ihr die Kälte des Windes wie stechende Nadeln in die Brust drang. Der Weg schien ihr unendlich lang und endlos die Treppe zum Atelier. Als sie in die Wärme des Zimmers trat, überfiel sie ein ungekanntes Gefühl. Ein Krampf versperrte ihr den Atem, sie rang mit einer Beklemmung; dann quoll es ihr heiß und nass in den Mund. Sie kämpfte darauf lange mit einem schweren Schlaf; sie hörte Stimmen, die wieder erlöschten; sie fühlte sich schwankend getragen und verlor wieder das Bewusstsein der Bewegung. Endlich zwang sie die Augenlider auf und sah in eine Lampe, die zu Hause auf dem Tische brannte und die kahle, runzlige Stirn ihrer Mutter beleuchtete. Sie wollte sprechen, aber der Ton kam heiser heraus wie ein Röcheln. Da schwieg sie, erschreckt, und die Traurigkeit kam über sie wie eine erdrückende, ihre Kräfte übersteigende Last. Sie blieb nun unbeweglich liegen und die Tränen sickerten ihr aus den offenen Augen.

Dann klingelte es; man hörte Geräusch im Korridor; die Mutter ging hinaus und kam wieder, einen großen Kleider-Karton in der Hand. Sie nahm etwas Weiches, Schweres heraus. Da hob Bertha den Kopf. Die Mutter sah auf und blickte sie mit ihren verängstigten Augen an, die heute noch beunruhigter als sonst dreinschauten. Bertha machte eine Bewegung mit der Hand und deutete auf den Nagel an der Tür. Die Mutter verstand sie und hängte mit ungeschickten Fingern das schwere Tuchkleid hin. Es hing da in weichen Falten; die spitze Scheppe berührte den Boden; das Seidenfutter des Jaketts glänzte im Lampenlicht.

Die Lampe brannte die ganze Nacht. Hie und da öffnete Bertha die Augen und sah nach dem Umriss, der sich in Form einer schlanken, biegsamen Frau von der Tür abzeichnete. Dazwischen verschwamm ihr alles in schweren Träumen. Während des Tages dämmerte sie im Schlummer der Erschöpfung weiter. Einmal, als sie im Zwielicht die Augen öffnete, stand Fräulein von Derper an ihrem Bett. Sie nickte Bertha lächelnd zu und sagte: „Was muss man von Ihnen hören? — Nun sprechen Sie nur nicht und bleiben Sie still liegen!“ Unterdessen berichtete die Mutter, die schon längere Zeit im guten Zuge des Erzählens zu sein schien, mit weinerlich zittriger Stimme die Geschichte von der Erbschaft und dem roten Kleid, und wie man das Geld hätte für Berthas Gesundheit anwenden können, wenn man nur gewusst hätte, dass sie so krank sei.

Als sie geendet hatte, schaute Fräulein von Derper Bertha an und sagte kopfschüttelnd, aber mit einem vorwurfslosen und traurigen Lächeln: „Dass wir nicht ein wenig mehr an unsre Gesundheit gedacht haben!“

Da machte Bertha eine ruckhafte Anstrengung und flüsterte zwischen den geschlossenen Zähnen: „Was hätt' sie mir genützt!“

Die Worte wirkten wie ein Ereignis. Die alte Frau stand auf, eilte ans Bett und winkte der Tochter mit den Händen zu schweigen. Auch Fräulein von Derper rauschte von ihrem Sitz auf und legte der Kranken den Finger auf den Mund.

Aber Bertha wollte auch nicht mehr sprechen. Sie lag regungslos, ohne Teilnahme, und sah geradeaus nach der Tür, wo mit dunkelnden Schatten in den Falten die rote Hülle schwebte. An einer schwachen Bewegung, die dann und wann ihren Mund verzog wie zu Lachen oder Spott oder manchmal wie im Schmerz, merkte man, dass sie dachte.

In der Nacht hatte sie einen zweiten Blutsturz, von dem sie sich nicht mehr erholte. Fräulein von Derper kam zu spät, als sie sich am nächsten Morgen mit Stärkungsmitteln einfand.

Die Geschichte der kranken Bertha aber hat sie noch oft ihren Schützlingen als warnendes Beispiel erzählt.

□□□